

Sabine Hofmeister  
Christine Katz

Forschungsgebiet Umweltplanung, Institut für Nachhaltigkeitssteuerung, Fakultät Nachhaltigkeit in der Leuphana Universität Lüneburg

## **Nachhaltig & Geschlechtergerecht. Widerspruch oder Synergien?**

*Dialogischer Vortrag am 24. Juni 2013 in Freiburg i. B.*

**Sabine Hofmeister (SH)** Im Folgenden werden wir uns im Gespräch miteinander der Frage annähern, was eine nachhaltige Entwicklung mit „Geschlecht“ zu tun haben könnte. Denn auf den ersten Blick mag diese Verknüpfung eher ungewöhnlich und irritierend wirken. Weshalb wenden sich NachhaltigkeitswissenschaftlerInnen, wie wir es sind, dem Thema „Geschlechterverhältnisse“ zu? Was veranlasst uns in (manchmal mühevoller) Kooperation zwischen Natur- /UmweltwissenschaftlerInnen und SozialwissenschaftlerInnen zu dieser komplexen Thematik zu forschen?

Obwohl es für manche KollegInnen auch unserer eigenen (Inter)Disziplin nicht unmittelbar eingängig sein mag, die Verbindung zwischen Nachhaltigkeitswissenschaft und Genderforschung liegt im Grunde nahe: Wer zu nachhaltiger Entwicklung arbeitet, muss mehr in den Blick nehmen als nur die „Naturfrage“. Allerdings ist diese zentral für die Nachhaltigkeitswissenschaften, die sich nicht nur in Lüneburg, sondern beinahe überall, wo sie in Entstehung begriffen sind, aus der Umweltforschung heraus entwickelt haben. Seit wir die Frage stellen, welchen Forschungstypus es braucht, um Lösungen für Nachhaltigkeitsprobleme zu finden, ist klar, dass wir in Verbänden auch und gerade von Natur- und SozialwissenschaftlerInnen arbeiten müssen. Nachhaltigkeitsforschung fragt eben nicht nach „Natur“, sondern nach *Gesellschaft-Natur-Verhältnissen*. Und dies ist entscheidend für die Art und Weise, wie wir in Lüneburg Wissenschaft betreiben.

**Christine Katz (NK)** „Natur“ ist etwas, womit sich die Genderforschung im Grunde auch befasst, mit der Natur des Menschen, der Natürlichkeit des Frau- und Mannseins, letztlich den Möglichkeiten, spezifische Eigenschaften, Fähigkeiten, Verhalten, Personenmerkmale als biologische Tatsachen und damit unveränderlich zu einer geschlechtlichen Identität zugehörig bestimmen zu können: Was ist die Natur des Geschlechts, was ist biologisch und damit „vorbestimmt“? Was ist der unveränderliche Rest? Und was wird gesellschaftlich mit produziert, sozusagen sozial hergestellt? Das sind Fragen, um die seit langem in der Geschlechterforschung heftig gerungen wird. *Naturalistische* Vorstellungen, die alle feststellbare Unterschiedlichkeit zwischen Männern und Frauen auf Biologie zurückführen und Eigenarten wie aggressiv, durchsetzungsstark, sanftmütig, emotional als personenbezogene Wesenseigenschaften, als quasi schicksalhaft mit unserer Geschlechtlichkeit verbunden betrachten, finden sich auch heute noch. Dem diametral entgegen steht die *konstruktivistische* Vorstellung, dass Geschlecht mit Biologie gar nichts zu tun hat, sondern ausschließlich ein Ergebnis dauernder gesellschaftlicher Konstruktionsprozesse darstellt.

Neben dieser Auseinandersetzung mit der Bestimmbarkeit von Geschlechtlichkeit über das Biologische haben sich Frauen- und Geschlechterforschung von Beginn an mit sozialen

Ungleichheitsthemen befasst, weniger als eigenständige Disziplin, denn aus verschiedenen fachlichen Perspektiven. Diese breite *interdisziplinäre*, Natur- und Sozialwissenschaften übergreifende Aufstellung macht die „Geschlechterperspektive“ für die Nachhaltigkeitsforschung interessant.

Zugleich war die Geschlechterforschung von Beginn an aufgrund ihres Selbstverständnisses eine *transdisziplinäre* Wissenschaft – eine Wissenschaft, die nicht nur die Grenzen zwischen den Disziplinen überschreitet, sondern auch jene zwischen Wissenschaft und Lebenswelt. Lange bevor der Begriff Konjunktur erhielt und lange bevor die Nachhaltigkeitsforschung „Transdisziplinarität“ als ein wesentliches Charakteristikum für sich besetzt hatte, wurde hier schon transdisziplinär geforscht. Denn es ging sehr klar um die Einbindung der Interessen, Erfahrungshintergründe, Problemlagen und Bewältigungsstrategien von Frauen, Menschen, die aufgrund der geschlechterrelevanten Zuweisungspraxis oder sexueller Orientierung diskriminiert werden, ebenso wie um die Suche nach gesellschaftlichen Veränderungen der Marginalisierungspraktiken und -strukturen.

Für das Zusammendenken von geschlechterpolitischen mit ökologischen Aspekten waren die politischen nationalen und internationalen Bewegungen der 1970er Jahre entscheidend: In dieser Zeit trafen die Frauen- und die Ökologiebewegung sich in ihrer Kritik an Umweltpolitik, ökonomischer Wachstumsausrichtung und den damit einhergehenden Ungerechtigkeiten sowie in der Annahme, dass Umweltprobleme sich unterschiedlich auf Männer und Frauen auswirken. Mit dem Reaktorunglück von Tschernobyl wuchs in Deutschland die Erkenntnis, dass Frauen und Männer nicht gleichermaßen beteiligt sind an der Entwicklung von (Risiko)Technologien noch etwa gleichermaßen von den damit verbundenen Folgen betroffen sind. Der Verbindung von Frauen- und Geschlechterfragen mit Umweltfragen wurde eine erhöhte Aufmerksamkeit zuteil. Dies zeigte sich dann auch im Abschlussdokument der UNCED-Konferenz in Rio 1992, der „Agenda 21“ im Kapitel 2.4: Dort wurde erstmalig die Bedeutung von Geschlechtergerechtigkeit für nachhaltige Entwicklung hervorgehoben: „Ohne Geschlechtergerechtigkeit keine nachhaltige Entwicklung!“ Deswegen lässt sich sagen, dass die genderorientierten Ansätze die *normative* Ausrichtung der Nachhaltigkeitsforschung ergänzen.

**SH** Wir sehen also deutliche Parallelen zwischen Geschlechter- und Nachhaltigkeitsforschung unter drei Aspekten: Beide Wissenschaften sind erstens *interdisziplinär* verfasst. Und sie kommen auch nicht umhin, dies zu sein, weil sie die „Naturfrage“ im Sozialen und umgekehrt die Frage nach dem Gesellschaftlichen im Blick auf die „Natur“ und „Naturprozesse“ stellen müssen. Beide sind zweitens *transdisziplinär* ausgerichtet, weil es sich in beiden Fällen um Problemlösewissenschaften handelt: Lebensweltliche Probleme, nicht innerwissenschaftliche veranlassen jeweils die Forschung. Sinn und Zweck wissenschaftlichen Arbeitens ist es, nicht nur die Welt besser zu verstehen, sondern auch sie zu verändern.

Daraus leitet sich die dritte Parallele ab: Im Unterschied zu vielen (Natur)Wissenschaften, die von sich selbst verlangen, alles Normative und Subjektive aus dem Forschungsprozess möglichst herauszuhalten, setzen sowohl die Frauen- und GeschlechterforscherInnen als auch die NachhaltigkeitswissenschaftlerInnen an einem *normativen* Welt- und Leitbild an. „Weltverbesserung“ ist explizit Anliegen und Motiv für diese Art von Forschung.

Konsequent wäre daher eine enge Zusammenarbeit von Gender Studies und Sustainability Sciences in der (universitären) Forschung und Lehre – dies ist jedoch bisher (noch) nicht realisiert (in einigen außeruniversitären Forschungsinstituten allerdings schon). Und als eine praktische Konsequenz müsste dies heißen, dass auch die beiden Politikfelder eng mit-

einander kooperieren. Auch das ist u. W. auch noch nicht überall selbstverständlich. Insofern ist auch unter diesem Aspekt, die Stadt Freiburg „Vorreiterin“, wie unsere Veranstaltung zeigt.

Was genau sind die normativen Basiselemente des Leitbildes Nachhaltige Entwicklung? Im Zentrum stehen zwei: das Gerechtigkeitsgebot und das Integrationsgebot.

*Gerechtigkeit* meint, dass zwischen den jetzt lebenden Menschen und gegenüber künftigen Generationen Handlungs- und Gestaltungsoptionen gerecht zu verteilen sind. Damit verweist dieses Gebot direkt auch auf Geschlechtergerechtigkeit. Ob und wie weit Geschlechtergerechtigkeit verwirklicht ist, darf jedoch nicht nur an Indikatoren festgemacht werden, die die ungleiche Verfügung über Erwerbsarbeit und Erwerbseinkommen messen, sondern die Lebenswelt insgesamt und die Verteilung der „ganzen“ Arbeit muss in den Blick genommen werden. Und das ist überwiegend die nicht bezahlte, die sog. Reproduktionsarbeit. Dass der Arbeitsbegriff weiter gefasst wird, ist eine sehr alte Forderung der politischen Frauenbewegung, und zugleich ist ein um die Sphäre der Reproduktion erweitertes Verständnis von „Arbeit“ ein wichtiger Zugang in der Geschlechterforschung.

Das zweite Postulat verweist auf nachhaltige Entwicklung als einem *integrativen Prozess*: Dieses Integrationsgebot führt notwendig zu einer Perspektiverweiterung – und zwar auf jede der drei Entwicklungsdimensionen: *Ökologische Entwicklungsziele* dürfen sich nicht erschöpfen in der Forderung nach Schutz von Natur und Umwelt; denn sie sollen verbunden werden mit ökonomischen und sozialen Zielen. *Ökonomische Entwicklungsziele* lassen sich, nicht reduzieren auf Wachstum monetärer Wertschöpfung, wenn sie zugleich sozialen und ökologischen Zielen entsprechen sollen. Und schließlich dürfen, wie gesagt, *soziale Entwicklungsziele* nicht allein auf die Erwerbssphäre gerichtet sein, sondern auf die Lebenswelt insgesamt. Und das ist überwiegend die sog. Reproduktionssphäre. Da spielen dann auch andere Fragen eine wesentliche Rolle: z. B. die nach der Kinderbetreuung, nach der Pflege und Sorge für alte und kranke Menschen, nach dem Zugang zu jenen Ressourcen, die für ein gutes Leben gebraucht werden – nach Alltagsbewältigung eben. Das verändert selbstverständlich auch den Blick auf die Erwerbssphäre. Das Integrationsgebot fordert also dazu heraus, die drei Dimensionen nachhaltiger Entwicklung jeweils mit Bezug auf die anderen zu betrachten. Dann aber stellt sich ein anderes, erweitertes Bild davon her, was Ökonomie, was Soziales und was „Natur“ ist.

**NK** Was genau leistet genderorientierte Nachhaltigkeitsforschung? Was „bringt“ die Geschlechterperspektive in diesem Zusammenhang? Wie am Thema „Arbeit“ – der Trennung von ökonomisch bewerteter und bezahlter, sog. produktiver Arbeit von der ökonomisch nicht in Wert gesetzten, un- bzw. schlecht bezahlten, sog. reproduktiven Arbeit – deutlich geworden sein mag, ist es die integrative Betrachtung bislang getrennt konzipierter Bereiche, die insgesamt zu einer Perspektiverweiterung führt. Ich sehe dabei zweierlei Zugewinne für die Nachhaltigkeitsforschung:

Erstens geht es darum, die diesen Trennungslogiken innewohnenden *Herrschaftsverhältnisse* aufzudecken und aufzuzeigen: Es geht darum deutlich zu machen, dass die Abtrennung des einen vom anderen (z. B. der bezahlten und gesellschaftlich anerkannten Erwerbs- von schlecht oder unbezahlten, wenig gesellschaftlich anerkannten Reproduktionsarbeit) mit Wertungen unterlegt ist, die das eine – meist männlich assoziierte – gegenüber dem anderen – meist weiblich gedachtem – höher bewertet wird. Aufgezeigt wird damit, was das für die oder das jeweils der einen oder anderen Sphäre Zugeordnete individuell und gesellschaftlich bedeutet (z. B. für Personen, die Reproduktionstätigkeiten leisten). Die Dominanzverhältnisse, die aus dieser hierarchischen Struktur erwachsen, werden durch Dualismenkritik sichtbar.

Dies gilt auch und besonders für Umweltkontexte. Z. B. wird gefragt: Welche Arbeitsverständnisse liegen welchen Ressourcenverwertungskonzepten zugrunde? Was bedeutet das Delegieren von Umweltverantwortung an private Haushalte für die Haushaltsmitglieder und wiederum für das Verhältnis von staatlich und privat? Eine geschlechterorientierte Nachhaltigkeitsforschung ist also herrschaftskritisch. Sie identifiziert und analysiert Macht- und Dominanzverhältnisse zwischen Menschen und zu Natur. Sie fragt, wer an der Verursachung von Problemen wie beteiligt und wer in welcher Weise betroffen ist Wer entscheidet über Bewältigungsansätze und -maßnahmen? Dabei ist Geschlecht nur eine von mehreren Kategorien, die Ungleichheit hervorrufen: ethnische Zuordnung, Zugehörigkeit zu einer bestimmten Bildungsschicht oder/ und Verfügbarkeit von finanziellen Ressourcen sind andere wichtige, die gesellschaftlichen Verhältnisse strukturierende und damit auf unterschiedliche Ursachenbeteiligung, Betroffenheiten und Machtteilhabe verweisende Kategorien.

Zweitens geht es jedoch auch darum aufzuzeigen, welche neuen und anderen *Spielräume* sich durch eine Zusammenführung von getrennt angelegten und behandelten Sphären, der produktiven mit der sog. reproduktiven Sphäre, für das sozial-ökologische Gestalten öffnen.

Es ist also nicht nur die Integration als Forschungsprinzip genderorientierter Nachhaltigkeitsforschung, die zu anderen Problembeschreibungen, einem anderen analytischen Blick und damit auch zu anderen Lösungsansätzen führt. Die Genderorientierung trägt außerdem zu einer (soziokulturellen) *Differenzierung* von Analysen über sozial-ökologische Probleme bei: Daten über Pro-Kopf-Verbrauch oder Haushaltsverbräuche an Ressourcen geschlechterdifferenziert zu ermitteln, ist wichtig, um auf Ungleichheiten aufmerksam zu machen. Frauen und Männer verbrauchen in unterschiedlichem Maß und auf unterschiedliche Weise Ressourcen, sie sind unterschiedlich an der Verursachung von Umweltproblemen und an der Entwicklung von Lösungsstrategien beteiligt.

**SH** Ja, eine solche differenzorientierte Betrachtungsweise ist wichtig. Doch welche soziokulturellen Hintergründe und Bedingungen des Handelns, welche Machtverhältnisse wirken dabei? Was führt dazu, dass sich Frauen so und Männer anders verhalten? „Geschlecht“ verweist immer auch auf eine strukturelle Dimension. Und was sagt uns das für konkrete Politiken? Wer ist von welchen politischen Entscheidungen und Planungen in welcher Weise betroffen? Und wer ist in welcher Weise von Politikkonzepten beteiligt?

Nun, das ist mein originäres Arbeitsfeld. Ich komme aus der Raum- und Umweltplanung, habe Ende der 1970er und Anfang der 1980er Jahre Landschaftsplanung studiert. Seinerzeit hatten wir uns bereits mit dem Leitbild „Stadt der kurzen Wege“ beschäftigt. Dies kam aus der politischen Frauenbewegung und wurde von uns Planerinnen und von den Architektinnen konzeptionell aufgegriffen. Es ging dabei darum, den Stadtraum so zu gestalten, dass er alltagstauglich wird. Das heißt konkret: Es braucht eine Verkehrsplanung, die nicht allein dem (männlichen) Erwerbsarbeiter eine zügige Raumüberwindung und der Konsumentin einen üppigen Einkauf gestattet, sondern nahräumlich Mobilität ermöglicht, die komplexe Wege(ketten) mit unterschiedlichen Verkehrsmittelkombinationen für die Alltagsbewältigung ermöglicht. Es braucht eine Stadtplanung, die Raumstrukturen und Orte in der Stadt schafft, die auch und gerade für die Reproduktionsarbeit taugen.

Mitte der 1990er Jahre wurde das Leitziel „Stadt der kurzen Wege“ neu erfunden im Kontext der Debatte um nachhaltige Stadtentwicklung: Hier ging es nun um die „verdichtete Stadt“, um einen sparsamen Umgang mit Flächen. Dasselbe Leitziel also, aber es wurde anders kontextualisiert und begründet. Nun könnten wir sagen, dass Kontext und Begründung im Grunde nicht wichtig sind, solange es politisch gewollt und umgesetzt wird. Doch sind es

nicht allein die frauenpolitisch engagierten Planerinnen von einst, die kritisieren, dass jahrzehntealte Diskussionen und wissenschaftliche Studien schlicht nicht rezipiert werden. Sondern etwas geht tatsächlich verloren, wenn die Debatte sich ohne diesen Kontext neu erfindet: Der herrschaftskritische Hintergrund, vor dem dieses Leitziel seinerzeit postuliert worden war, wird nicht mehr wahrgenommen. Und das hat Konsequenzen.

Was aus Sicht des nachhaltigkeitsorientierten Flächenmanagements vor allem als eine quantitative Aufgabe erscheint – unversiegelte Flächen zu erhalten und andere neuen Nutzungen zuzuführen, also effizient mit der knappen Ressource Fläche umzugehen – war und ist aus Sicht „der Frauen“ sehr zentral eine Aufgabe, die sich auf die Qualitäten des Stadtraumes richtet: Freiräume als Reproduktionsräume und zur Nutzung für Reproduktionsarbeiten müssen andere Qualitäten aufweisen als verdichtete Räume einerseits und freie (unversiegelte) Flächen andererseits. Seinerzeit ging es darum, „FrauenRäume“ zu schaffen. Damit wurden Gerechtigkeitsziele verfolgt.

Diesen Zusammenhang in die Flächendebatte im Kontext der Nachhaltigkeitsforschung einzuspeisen, hieße nicht nur zu zeigen, dass und wie die beiden Politikfelder Nachhaltigkeit und Gender in der Flächenpolitik und Stadtentwicklung zusammengehören, sondern auch darauf hinzuweisen, dass das, was einmal „frauenfreundliche“ Planung genannt wurde, im Grunde für den überwiegenden Teil der StadtbewohnerInnen gebraucht wird: nämlich für alle, die nicht ausschließlich erwerblich tätig sind – vermeintlich losgelöst von sozialen und naturalen Kontexten der Reproduktion leben. Wo zu Anfang (im Kontext „frauenfreundliche Stadt“) Geschlecht als Differenzkategorie verstanden und genutzt wurde, wird Geschlecht nun als *Strukturkategorie* unmittelbar planungs- und politikrelevant.

**NK** Ja. Diese Betonung unterschiedlicher Betroffenheiten, Verhaltensweisen und Ansprüche von Frauen und Männern, die in vielen Handlungsfeldern durchaus evident ist und belegt werden kann, verweist auf eine Vorstellung von zwei verschiedenen Geschlechtern, die sich aufgrund ihrer Biologie oder/ und ihrer Sozialisation unterschiedlich verhalten. Das unterschiedliche Verhalten und Umwelthandeln kann aber nicht mit Biologie oder Sozialisationsunterschieden erklärt werden, sondern hat vielfältige strukturell bedingte Ungleichheitsgründe. Die unsere westlich-modernen Gesellschaften (noch immer) strukturierende und spezifische Ungleichheit erzeugende und repräsentierende Geschlechterordnung (geschlechterhierarchische Arbeitswelt, Mann als Haupternährer, Frau bleibt die ersten Lebensjahre bei den Kindern, Hausarbeit ist unbezahlt usw.) ist deshalb bei Erhebungen und Analysen zu Umweltverbräuchen bzw. sozial-ökologischen Regulationen unbedingt mit zu berücksichtigen (Geschlecht als Strukturkategorie). Sonst geraten die Interpretationen und daraus zu ziehenden (politischen) Konsequenzen in ein schiefes Licht und gehen an den machtbefindenden Lebensrealitäten und Möglichkeiten einer hoch differenzierten Gesellschaft vorbei, verstetigen u. U. Ungleichheitslagen und Dominanzverhältnisse, die oftmals ja sogar als mit verantwortlich für sozial-ökologische Probleme gelten.

Ungleichheitslagen bestehen schließlich nicht nur zwischen Frauen und Männern. Geschlecht als Strukturkategorie fungiert vielmehr als „eye opener“: von hier geraten alle gesellschaftlichen Gruppen in den Blick.

**SH.** Doch verführt die These, dass es eben doch „alle Menschen“ seien, für die geplant und gestaltet wird, leicht zu einem eher harmonisierenden Verständnis von gendersensibler Planung. Das ist, denke ich, eine Illusion: Wenn aus der Sicht von Frauen und für Frauen geplant wird, werden andere Gruppen zwar womöglich „mitgenommen“, aber wieder andere auch gerade nicht. Es gibt Interessenunterschiede und -gegensätze, die nicht geleugnet werden

dürfen, sondern offen gelegt werden müssen. Die autofreundlichen Städte der 1960er und 70er Jahre wurden geplant und angelegt im Interesse einer effizienzorientierten Erwerbswirtschaft und dezidiert gegen die Interessen von FußgängerInnen und RadfahrerInnen, von Müttern und Vätern, Alten und Behinderten. Dass diese Planung parteilich und zutiefst ungerecht ist, wurde seinerzeit nur nicht thematisiert. Wer es also ernst meint mit den im Nachhaltigkeitsleitbild eingeschriebenen Gerechtigkeitsgeboten und mit einer sog. kooperativen Planungskultur, muss statt auf einem harmonisierenden Begriff von „Miteinander“ zunächst die Machtfrage stellen und sie beantworten. Machtanalysen gehören ebenso selbstverständlich zu den Aufgaben von PlanerInnen, wie die Organisation von Dialogen, Zukunftswerkstätten und Stadtforen. Gerechtigkeit muss aktiv hergestellt werden – z. B. durch ausgleichende Gerechtigkeitsplanung („equity planning“).

Doch, liebe Nina, wenn wir weiter über Stadtentwicklung aus Genderperspektive sprechen, laufen wir Gefahr, hier in Freiburg die berühmten „Eulen nach Athen“ zu tragen.

**NK** Das sehe ich genauso. Dennoch halte ich es für wichtig darauf hinzuweisen, was diesen Ausführungen und Erkenntnissen zugrunde liegt: das *Symbolische* der Geschlechterordnung. Es ist das, was nicht expliziert werden muss und sofort mit Geschlechterbildern und Zuweisungen von männlich und weiblich belegt ist: Jede/r von uns denkt doch sofort bei dem Begriff Baumarkt an Männer im Blaumann mit Bohrmaschine, während beim Begriff Hausarbeit oder zum Kinderarzt gehen sofort innere Bilder von Frauen und Müttern auftauchen, genauso assoziieren wir Technikwahn, -fixiertheit, Aggressivität, Brutalität eher mit Männlichkeit, Verständnis, Einfühlungsvermögen wird hingegen eher mit Weiblichkeit assoziiert. Diese geschlechtlichen Zuweisungen auf der symbolischen Ebene haben eine strukturelle Entsprechung und betreffen damit nicht mehr nur Frauen sondern alle diejenigen, die darin involviert sind: Denken wir nur mal an die schlecht bezahlten Jobs im Bereich der sozialen Arbeit und Fürsorge, im Bildungsbereich gegenüber den Top-Managergehältern der Finanzwirtschaft oder den High-Technology-Unternehmen. D. h. Bereiche, die eher mit weiblich gedachten Eigenschaften oder Fähigkeiten charakterisiert werden, sind in der Regel schlechter oder gar nicht bezahlt – egal, wer sie dann ausübt. Diese symbolischen oder impliziten Geschlechterverhältnisse sind deswegen so interessant, weil sie im Verborgenen, ohne dass es uns bewusst ist, wirken und deswegen sehr machtvoll sind. Daher gilt es, diese Zusammenhänge aufzudecken und deren gesellschaftliche Bedeutung aufzuzeigen.

**SH** Diese symbolischen Zusammenhänge zeigen sich auch in verschiedenen Verständnissen darüber, was Technik ist und wozu sie gut ist: Dies scheint – den Studien zu Umwelt- und Risikobewusstsein zu Folge – geschlechterspezifisch recht unterschiedlich zu sein. Diese Differenz wurde in der feministischen Umweltforschung schon recht frühzeitig thematisiert und im Kontext von Wissenschafts- und Technikkritik theoretisiert. Aus der Skepsis gegenüber den (natur)wissenschaftlichen Postulaten „Objektivität“, „Neutralität“ und „Universalität“ folgt offenbar ein anderer Blick auf und Umgang mit der Entwicklung und Nutzung von Technologien. Auch als eine auf Erkenntnis gerichtete, *epistemologische* Kategorie ist Geschlecht sehr offensichtlich handlungsrelevant.

Sichtbar wird dies jetzt zu Beginn der Energiewende, in der viele Frauen augenscheinlich „woanders unterwegs“ sind als Männer. Sind diese Frauen also nur politikverdrossener, bescheidener oder einfach macht-aversiv, wenn sie in der „großen“ Energiepolitik und in der „großen“ Energiewirtschaft nicht in der ersten Reihe mitspielen? Wenn sie stattdessen in vielen Regionen und Kommunen Projekte (mit)initiieren, Stoffströme bündeln und Stoffkaskaden erfinden, um dezentral Energie aus erneuerbaren Quellen zu erzeugen – Energie, die sie selbst nutzen. KonsumentInnen werden in solchen Projekten zu ProduzentInnen

(„Prosumer“). Ist die Skepsis gegenüber Vorschlägen zu großtechnischen Infrastrukturprojekten in der Energiewende nicht durchaus berechtigt, wenn die stofflichen Implikationen energiepolitischer Maßnahmen mitgedacht und die sozialen und kulturellen Folgen mit in den Blick genommen werden? Ja. Der wissenschafts- und technikkritische Zugang, den die Geschlechterforschung, insbesondere die feministische Umwelt- und Nachhaltigkeitsforschung, seit den frühen 1980er Jahren theoretisch entwickelt, führt zu anderen Wahrnehmungen, Verständnissen und Bewertungen. Weil es darauf ankommt, die Energiewende vielfältiger auszugestalten, Risiken zu verringern und die Autonomie bzw. die Resilienz auf lokaler und regionaler Ebene zu vergrößern, werden diese wissenschafts- und technikskeptischen und deshalb innovativen Ansätze auf dem Weg in eine nachhaltige Gesellschaft unbedingt gebraucht.

**NK** Wir waren bis jetzt mit „Stadtthemen“ zugange, haben über die gebaute Umwelt und technische Systeme gesprochen. Hatten wir zu Anfang nicht gesagt, dass die Frage nach dem Naturverhältnis prominent im Nachhaltigkeitsdiskurs steht? Lass uns also davon sprechen, was Nachhaltigkeit und Gender bezogen auf den Umgang mit Natur und Naturräumen bedeutet. Wenn wir einmal einen kurzen Blick auf die Waldwirtschaft werfen, die ja für sich in Anspruch nimmt, seit Jahrhunderten nachhaltig zu wirtschaften, wie stellt sich diese aus einer Geschlechterperspektive dar? Oder umgekehrt gefragt: Was wäre anders an einer geschlechterreflektierten Gestaltung des Naturraumes Wald?

Es ist, denke ich, allseits bekannt, dass die Forstwirtschaft eine der letzten „Männerbastionen“ ist: Bspw. sitzen aktuell weniger als 8 % Frauen Entscheidungspositionen des höheren forstlichen Dienstes. Was aber bedeutet der geringe Anteil von Frauen für den Umgang mit Wald? Den Bäumen kann es ja schließlich egal sein, wer dort arbeitet, wer sie pflegt oder fällt. Ist es aber nicht, weil die konventionelle Bewirtschaftung eben nicht nur real von Männern dominiert wird, sondern auch inhaltlich, vom Bewirtschaftungskonzept her einem Bild von „kultureller Männlichkeit“ entspricht.

Gender-Analysen der Forstwirtschaft haben bspw. herausgearbeitet, dass im *konventionellen* Ansatz, der von den forstlichen Betrieben und Verwaltungen mehrheitlich praktiziert wird, Waldnatur als etwas verstanden wird, das in seiner Produktion beständig eingriffsintensiv betreut, technisch unterstützend begleitet und vom Ergebnis her kontrolliert und gesteuert werden muss, um eine Kosten-Nutzen optimierte Produktion zu gewährleisten. Die reproduktiven Prozesse werden dafür direkt (um-)gestaltet und reguliert. Dieses Bewirtschaftungsverständnis erfordert ein aktiv steuerndes, außerhalb des Produktionsprozesses stehendes, vernunftgeleitetes, die funktionalen Naturzusammenhänge erkennendes, distanzierendes Gegenüber, das eindeutig „kulturell männliche“ Züge trägt: den/ die FörsterIn mit einem hierarchischen Verhältnis zu Natur, gekennzeichnet von einem sicht- und messbaren Gestaltungsanspruch, charakterisiert von Ermächtigung, Kontrolle und Optimierung.

Waldwirtschaftliche Ansätze, die sich von dieser Orientierung auf „kulturelle Männlichkeitsvorstellungen“ distanzieren, sind demgegenüber in ihrer Gestaltungspraxis weniger auf das Ergebnis eines spezifisch gewinnmaximierten Endproduktes Holz fokussiert, als auf den Prozess. Natur ist hier ein Gegenüber, quasi eine Ko-Designerin, Gestaltungspartnerin. Das hat gravierende Auswirkungen auf die forstlichen Tätigkeiten – und ihre Bewertung: Der Fokus liegt eben nicht mehr auf dauerndem Machen, Tun und Verändern. Die FörsterInnen stehen im steten Kontakt mit der Natur, nehmen die Dynamiken mit allen Sinnen auf und wahr, geben Zeit, ohne einzugreifen, sorgen dafür, dass die selbstgenerativen Prozesse sich optimal entfalten können. Das Verhältnis zu Waldnatur in diesem Ansatz ist also „beziehungsorientiert“, kooperativ und ergebnisoffen.

Die für die *prozessorientierte* Bewirtschaftung notwendigen eingriffsarmen, unsichtbaren Tätigkeiten und Fähigkeiten wie Seinlassen, Beobachten, Sich-In-Beziehung-Setzen haben Schwierigkeiten, sich als „echte“ Forstarbeit zu legitimieren und entsprechen mitnichten dem, was man sich gängig unter einem/r FörsterIn vorstellt, der/die den Wald durch dauernde organisierte Aktivität mit Unterstützung von viel technischem Gerät sicht- und hörbar „in Ordnung“ hält, sein Wachstum befördert und nach eigenem Gutdünken gestaltet.

Es geht bei der – ich nenne das mal – *reproduktionsorientierten* Naturgestaltung um andere Qualitäten auf der Natur- und der Gesellschaftsseite und um ein anderes Arbeitsverständnis. Wenn wir dies unter dem Aspekt der drei Nachhaltigkeitsstrategien betrachten, zeigt sich, dass es eben nicht nur um die reine Orientierung an Effizienz geht, sondern auch um Suffizienz, um Genügsamkeit im Umgang mit Waldnatur und vor allem um Konsistenz in Bezug auf die Integration von Prozess und Produkt – also um eine andere Produktionslogik. Die Qualität der reproduktionsorientierten Naturgestaltung wird nicht alleine über die Verwertungsqualitäten als Produkt oder als Gestaltungsziel/-zustand definiert, sondern vor allem über ihre reproduktiven *Prozessqualitäten*. Dieser Paradigmenwechsel in Bezug auf das Naturverständnis, weg von der Beschreibung eines Zustands (Beschreibung dessen, was es ist oder sein soll) hin zum Prozess und zum Potenzial findet sich nicht nur in der Waldbewirtschaftung, sondern auch im Naturschutz und auch zusehends in zumindest der kritischen Nachhaltigkeitsforschung auf diesem Gebiet.

**SH** Ja. Dies ist der Hintergrund, vor dem wir – vom Standpunkt einer *(re)produktiven Ökonomie* – den im Nachhaltigkeitsdiskurs dominierenden Terminus Naturkapital kritisieren und stattdessen den Begriff Naturproduktivität vorschlagen. Werden nämlich die Prozesse in den Vordergrund gestellt, statt auf die Resultate bzw. Produkte, d. h. auf den Bestand zu fokussieren, schärfen wir unseren Blick auf die Zeit/en der „Natur“ – auf die im sozialen, ökonomischen und ökologischen Bereich jeweils verschiedenen Eigen- und Systemzeiten und auf die temporären Vermittlungen und Brüche zwischen diesen Bereichen. Und diese gilt es, auf dem Weg in eine nachhaltige Entwicklung unbedingt zu berücksichtigen. Wir gewinnen mit diesem Perspektivwechsel einen völlig anderen Blick auf „Natur“: Diese erscheint uns jetzt nicht mehr nur als eine restriktive Kategorie – Grenzen setzend und (in der Sprache mancher NachhaltigkeitstheoretikerInnen) „Leitplanken“ vorgebend. „Natur“ wird als eine in der Zeit und in Zeiten wirkende, lebendige Produktivkraft erkannt, als (re)produzierende, d. h. als herstellende und sich wiederherstellende, begriffen. Sie wird somit als Basisproduktivität verstanden – genauso wie jene (Re)Produktivität, die im sozial lebensweltlichen Raum noch wie „Natur“ gesetzt und behandelt wird: die unbezahlte Arbeit in der sog. Reproduktionssphäre – Arbeit, die immer noch vorwiegend Frauen zugewiesen und symbolisch als weiblich gesetzt ist.

Indem wir also in *sozial-ökologischer* Perspektive sozial weibliche und naturale Produktivität als (Re)Produktivität parallel diskutieren, entwickeln wir ein neues Verständnis davon, was Nachhaltige Entwicklung bedeuten muss: Erhalten bzw. besser: Erneuern von sozial lebensweltlicher und ökologischer Produktivität im Prozess des Gestaltens – in den Prozessen der Herstellung von Gütern und Dienstleistungen ebenso wie in den politischen Prozessen der Gestaltung von Gemeinwesen.

Alle vier *analytischen Zugänge*, die wir hier ins Gespräch gebracht haben, werden dafür unmittelbar gebraucht: Dass der Blick auf „Geschlecht“ bzw. auf Geschlechterverhältnisse ...

- ... sowohl differenz- als auch strukturtheoretisch Ungleichheitslagen sichtbar und damit veränderbar macht,
- ... dass die wissenschaftstheoretischen Erkenntnisse der Geschlechterforschung andere Wege nachhaltigen Handelns offen legen und ermöglichen
- und schließlich, dass es sowohl im Blick auf die Geschlechterverhältnisse als auch im Blick auf „Naturen“ (Plural!) viel mehr um Prozesse geht, die es zu gestalten gilt, als etwa um Zustände, die es zu erhalten gilt,

– dies gibt uns die Gewissheit, dass wir die der Veranstaltung heute zugrunde gelegte Frage, „Widerspruch oder Synergien?“, sehr eindeutig beantworten können: Ja. Wir sehen hier große Synergien – und zwar sowohl zwischen Geschlechter- und Nachhaltigkeitsforschung (also auf der Erkenntnisebene) als auch auf der Handlungsebene zwischen den Politiken für Nachhaltigkeit und für Geschlechtergerechtigkeit.

## **Literatur**

Hofmeister, Sabine; Katz, Christine & Mölders, Tanja (Hrsg.) (2013): Geschlechterverhältnisse und Nachhaltigkeit. Die Kategorie Geschlecht in den Nachhaltigkeitswissenschaften. Opladen, Berlin, Toronto: Verlag Barbara Budrich.

Hofmeister, Sabine & Katz, Christine (2011): Naturverhältnisse. Geschlechterverhältnisse. Nachhaltigkeit. In: Groß, Matthias (Hrsg.): Handbuch Umweltsoziologie. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 365-398.

Biesecker, Adelheid & Hofmeister, Sabine (2006): Die Neuerfindung des Ökonomischen. Ein (re)produktionstheoretischer Beitrag zur Sozialen Ökologie. München: oekom.

Hehn, Maria; Katz, Christine; Mayer, Marion & Westermayer, Till (Hrsg.) (2010): Abschied vom grünen Rock? Forstverwaltungen, waldbezogene Umweltbildung und Geschlechterverhältnisse im Wandel. München: oekom.